

# En alti verschüpfti Tante [Schluss]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 52

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647360>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sinn, dann schlug sie als tapfere Gottesstreiterin unablässig mit ihrem langen Zeigfinger auf den Tischrand und rief, immer heftiger werdend, auf gut bernersisch: „Verstöhn Si mi — verstöhn Si mi?!“ Ih aber verstand nichts und richtete, statt der frommen Einfalt in Geduld und Liebe Rechnung zu tragen, mein Geschick mit neuer Ladung auf die Gegnerin. In solchen Fällen schlich sich in den obenerwähnten Blumenstrauß die Sauerampfer ein.

Daß auch der Klatschmohn mitunter sein Blätzchen unter den Blumen bekam, gebe ich verschämt und mit Erröten zu. Wie hieß es doch in der Schulbibel, an der ich als sechsähriges Bürschchen im Toggenburger Heimatdorf herumkutschabiertete: „Der Pfarrer ist ein Mensch.“ O es menschtelte auch „unter uns Pfarrerstöckern.“ so oft wir zu zwei oder drei unsere Füße unter dem gastlichen Tische hatten.

Soll ich auch noch erzählen von hohen geistlichen Herren, die zur Visitation erschienen, von der lustigen Bescherung, die uns etwa die Kriegsmanöver in unser Bergtal und in die Häuser brachten, von allerlei pfißigen und zutäppischen Kollekturen, die die Heerstraße vom Toggenburg nach St. Gallen frequentierten und dabei en passant die Pfarrhäuser „mitnahmen“, oder von ein paar Bettelgenies — z. B. von jenem kleinen Männchen, das stets einen langen, pastoralen Gehrock trug, unter buschigen Augenbrauen, die das Aussehen von pechschwarzen Schuhbürsten hatten, listig hervorlugte und für Geld sich mit auswendig gelernten Prediaten produzierte — oder von jenem Halbnarren, der mit riesiger Stimme sämtliche Glockengeläute aller st. gallischen und appenzellischen Kirchtürme nachahmen konnte und aus dem Gedächtnis jedem Pfarrer zu sagen wußte, wann er geboren sei, wann er geheiratet, über was für einen Text er beim Amtsantritt oder beim Verlassen einer Gemeinde gepredigt habe? — Nichts von diesen Dingen.

Mein fleißigster Abendgast war während zwei Jahren jener franke Jüngling, der aus der Fremde heimkehrte, in seinem Bergdorf auf die Gesundheit gewartet hat. Bücher lesen durfte er nicht, schwere Arbeit verrichten auch nicht. An frischer Luft sich ergehen wäre ihm Labial gewesen, doch das verstanden wiederum die Arbeitspharisäer seiner Heimat nicht. So warf er sich auf das, was ihm in der Zeit der Not das Liebste war: das Singen. Er hat's fleißig getan, allein und mit Beileitung, für sich und bei mir am alten Klaveximbel — und ich behaupte, ohne dabei der „Liebe, die für alle wacht,“ etwas wegnehmen zu wollen: das hat ihn gerettet!

Wie schwer ihm auch manchmal nach notgedrungenem, fatlosem Herummischen zumute war, oft ist er erheitert und voll Sehenshoffnung seines Weages weiter gezogen, wenn er auf ein Stündchen bei Frau Musika einkehrte und in dero frohmütiger Gaststube den guten Geßtern von Mendelssohn und Schubert, Silcher, Abt und Schumann begnet war.

„Hab einsam oft mich achärmet  
In bönem blüßeren Mut —  
Und habe wieder gesungen —  
Und alles war wieder gut.“

Ih will dieses Kapitel nicht mit einer Predigt schließen. Das aber möchte ich doch sagen, daß mir die Erinnerung an einen, auch in großen Kummertagen allzeit singlustigen Freund schon an und für sich eine bedeutsame Predigt ist.

Der Spruchdichter hat doch durch die Jahrtausende Recht behalten mit seinem Wort: „Ein fröhlich Herz machet ein fröhlich Angesicht. Wem aber das Herz bekümmert ist, dem sinket der Mut.“ Fröhlich sein heißt stark sein. Seine innere Freudigkeit, die lieber unter Tränen ein Liedlein anstimmt, als daß sie sich unterkriegen läßt, ist eine bergversekende, himmlische Gewalt, so gut wie der Glaube. Unser „Konrad Ferdinand“ mit seiner Neigung zur Melancholie hat's auch oftmals im Leben erfahren und drum so schön in Worte gefaßt:

„Wie heißt sich ein verlassen Herz,  
Der dunkeln Schermerut Beute?  
Mit Becher-Rundgeläute?  
Mit bitt'rem Spott? Mit freblem Scherz?  
Nein, mit ein bißchen Freude.  
Wie flücht sich ein zerstreuter Franz,  
Den joch der Sturm zerstreute?  
Wie knüßt sich der erneute?  
Mit welchem Endchen bunten Bands?  
Mit nur ein bißchen Freude!“

Wie würde mein Freund, der sich damals gesund gelungen hat und der während seines späteren arbeitsreichen Lebens das Lied gleichsam als Röslein im Knopfloch des Werktagrockes immer mitgetragen hat, bis an sein selig Ende — wie würde er lachen und sich sträuben, wollte ich dergleichen tun, als wäre er in jenen Tagen, da ich ihn oft als Gast in meinem Hause hatte, so etwas wie ein Engel gewesen. Und doch hilft ihm alles Lachen und Sichsträuben nichts, denn ich bleibe dabei: In der tapferen wartenden Fröhlichkeit, die er damals an den Tag gelegt, lag etwas Grobes, und ein ganz kleinwenig ist auch durch ihn in meinem Hause das Wort des Hebräerbriefes Wahrheit geworden:

„Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn dadurch haben ehliche Engel beherberget, ohne daß sie es wußten.“

## En alti verschüpfti Lante.

Erinnerunge vo-me-ne ehemalige Brunnkäßer. 6

I gueter Erinnerung ich mer no bliebe, wo mir Buebe albez bim Drötschgeler Rohrbach uf em Bühneli lingsgs näbem Brunne hei chönne ga „Heuschtampfe.“ Wen-es Fueeder Heu cho ich, so het us d'r Vater oder si Suhngwunte u de hei mer scho gwüßt, was mer z'tue hei. Die Bühni ich nid grad bsunders hoch gsi, deswäge hei mer d's Höu bim Ablade müeke shtampfe, damit d's nächst Fueeder wieder Platz het. Gwöhnlich het es vier bis sächs Buebe brucht derzue. Das ich albez es Gaudium gsi, so anderthalb bis zwo Shtund uf däm Heu ume z'trohle, bsunders im Stpätsummer oder im Herbst, wo hie und da en Depfel im Heu ich zum Vorschn cho. We mer de ües Wärf vollendet gha hei, si mer de zum Brunne, üsi shtoubige Chöpf ga wäsche. Am liebschte hei mer gha, we d'r jung Rohrbach, d'r Tränghauptme, ich ume wäg gsi. Da het d's Hätz no am rächte Fläd gha u het jedem geng es Süßgi gä, währed mir bim Vater hei chönne froh si, wenn er es Zwänggi us em rächte Schilleetäschli wäre knüblet het.

Ih hätti aber bald eine vergässe, d's bescht Hähneli im Chrättli, nämlich üse guet, alt Ustrüfer, d'r Ruedi Schwägler vo d'r Matte. Shtellet ech es ch'n's magers Mannli mit länge-n-Dugsbraue vor, i ne re Chappe mit schwarzglänzigen Schirm, fascht so groß wie-n-es Vorschar-medächli, e grüslische Batermörder bis a d'Ohre-n-ufe, drum ume en altväterischi Grawatte, e hällbrune Schwalbeschwanz mit Fäde fascht bis a Bode-n-abe, und es par Schlotterhose, die-n-er vermuettlich einisch vo me ne Götli g'erbt het.

Underem lingge-n-Arm het er e Glogge treit und i d'r rächte Hand beschändig es Meerrohrriekli, um sech vor de Buebe, die ne us Tüfelsucht geng am länge Chutteichwanz zupft hei, z'schüke. Zur sälbe Zyt het no kei „Schtadtanzeiger“ ärschtuert, alli wichtige-n-Anzeige u Begäbeheite si vo d'r Polizei us düre-n-Ursrüefer d'm Publikum bekannt gä worde. Ich zur Abwächslung einisch es Chind verlore gange, het a me ne-n-Ort i d'r Schtadt e Schteigerig schtattgunde, oder we süsch öppis tuusigs passiert isch, so het de d'r Ursrüefer schnäll sini amtliche Funktion müeche-n-usüebe; ja, sogar d's Ursrüefe vo de Fleischpryse-n-i d'r Schaal isch ihm zuteilt gi. U jeder Gah het er müeche z'oberst, i d'r Mitti und am End halt mache; undereimisch het me ne ghöre lüte, Chly u Groß hei d'Chöpf zum Fänschter usgachtredt u d'Ohre g'schpikt. Nachdäm er si Glogge i d'r Gröbi vo ne re Treischle öppe zwängz Mal hin u här gschwunge het, isch er de da gschande, wie ne Grenadier, het d'Dugsbraue zämezoge, e par Mal gräuschperet u ne furchtbar wichtige Amtsmyne gschnitte derzue. I bsinne mi no guet, wie-n-er under anderem usgrüeft het:

„In der alten Sschaal,  
Ist heute frisches Rindsfleisch zu verkaufen,  
Das Pfund zu fünfunddreißig Rappen!“

Mängisch het me ne im Tag zweu bis drü Mal ghört u de ich es wieder e Rung gange, je nachdäm, daß wieder öppis los isch gi.

Mit d'm Verschwinde vo däm originelle-n-Ursrüefer isch d'Schtadt Bärn wieder u me-n-es Sotrud alti, gmüetlich Zyt ärmer worde u Wänge, dä ne no gseh u ghort het, wud sech scho mängisch gseit ha, es sig doch z'älvisch no rächt nätt u heimelig gi!

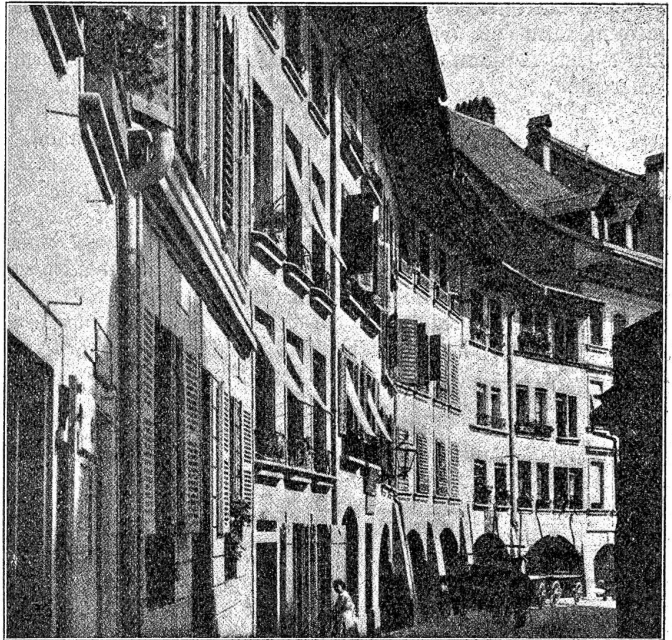
Wie doch d'Zyte-n-ändere. Sit ungfähr zweu bis drü Jahrzähnt, daß sich d'r Verkehr wie längerji wie meh uf die oberi Schtadt gäge Bahnhof u die große-n-Ubequartier usdehnt, het die underi Schtadt vom Zytglogge-n-ewägg, das heißt d's grüne, d's wjße-n-u schwarze Quatier ganz bedütend a Wärt verlore. Was schpezießel d'Brunngasch anbelangt, lydet sie am glyche-n-Nebel und ich lang nümme das, was sie einisch gi isch. Wie's äbe so geit im Labe: d'r Chlyn mues d'm Große-n-uswunge, da blibt nüt anders überig, als sech dry z'ergäh; so isch es o d'r Brunngasch gange, mi het e re rübis u schtübis alles gno, bis a ne chlyne Käschte, nämlich die ehemalige Realschuel, oder die itzige Chnabesekundarschuel d'r undere Schtadt. Aber o die hätt mer e scho längschte gno, we Gäld gnue da wär, um nöüt Schuelhüüser z'boue.

Es drückt e re mängisch fascht d's Härz ab u d's Blääre isch e re z'vorderscht, we sie gseh muek, wie die meischte vo ihrne Schwöschtere, die zuefellig es hübschers Gfrääskl hei, verhätschlet u tätschlet wärde, wie me ne d'r Chrasfues macht u scharwänzlet, währed sich fe Wöntsich meh um sie bekümmert, u wie sie vo allne Syte nume mit Verachtung agschielet wird. Nid grad öpper, als d'Brunngasch hätt meh Ursach, das Schprüchwort azwände: „Undank isch d'r Wält Lohn.“

We me-n-eigentlich dänkt, was sie alles gseh und erläbt het, wie schwär sie het düre müeche, u d'r Chopf glychwohl nid het la hange, wie sie sech scho i ganz alte Zyte um die arme Pilger bekümmeret het, um ne Obdach und Nahrung z'verschaffe, wie mängs Froueli ihres drädige Züg isch bim Schtettbrunne ga wäsche, wie mängi großi Füllsbrunnschst sie erlitte, wie sie d'Ehr ga het, vor meh als 500 Jahre die erschte-n-Wäng im bärnische Schuelwäse z'mache, wie ihre vo d'r Regierung die erscht Salzhammere u vo d'r Universität die erscht Hebammeschuel mit Entbindungsanstalt isch zuteilt worde, wie sie die ganzi Schtadt mit Fleisch versorget het, wie sich d'Helveter Schtudänte über vierzig Jahr i ihrer Schtammneipp zum „Zaar“ wohl und heimelig gfüehlt hei, wie eine vo de gröschte politische Männer u nachmalige Bundesrat si erscht Praxis als Fürspräch a d'r Gah het usgüebt, so isch es nüt als rächt und billig,

daß me sich, der arme Hutte-n-animmt; Fröud und Leid mit e re teilt, daß me-n-ihri große Verdienste gebührend schätzt und anerkennt u daß me-n-ihri glanzvolli Gschicht, wie-n-es sich ghört, d'r Doffentlichkeit bekannt macht.

Mir wärde's nümme-n-erläbe, aber die Zyt wird viellicht einisch cho, daß die vielhundertjähri Brunngasch vo d'r Bildfläch verschwindet, um große, modärne Bau.e Plaz



Die alte Realschule und heutige Knabensekundarschule an der Brunngasse.

z'mache; e neue Zyt wird abräche, d'Nachwält wird mit Schtolz uf ihri altehrwürdige Vorgängere zrückblide, i me ne dide Band wird me spätere Gschlächter die große Vergangeheit vo der schteialte, verschüpfte Tante seelig fund gä, wo uf d'r Obhanddecki mit große, goldige Buchschtabe d'r Titel wird glänze:

„Es war einmal.“

## Das Gesicht des Blinden.

Von Alfred Fankhauser.

Benno, der heilige Einsiedler, überlebte seine Zeit; im 90. Jahre seines Lebens aber zog er sich zurück und mied die Pilgerstätten. Inern Lichtes voll, verlernte er, auf die Welt der täglichen Dinge zu sehen; darum entwich er in eine Klause inmitten wilder Berge. Nur wenige Fromme blieben bei ihm, umgaben ihn mit ihren Sorgen, brachten ihm Wasser und Brot und hörten mit Ehrfurcht auf seine Worte, die fast unverständlich geworden waren. Und da seine Augen immerwährend einwärts blickten, verloren sie die Kraft, nach außen zu sehen. Besorgten Mutes beobachteten die Brüder, wie seine Hände zitternd tasteten, wenn sie nach Speise suchten, oder die Kerze zurecht rüdkten, oder das weggelegte Brevier verlangten. Und eines Tages war es vollendet: Der heilige Benno war blind geworden.

Um so mehr wandten sich seine Gedanken von der Erde weg und in dem beständigen Murmeln seiner Gebete klangen geheime Stimmen aus der Tiefe, dahin seine Seele schon tastende Hände streckte. Zuweilen nur wurde seine Stimme lebhafter; zitternde Finger wühlten hastig in dem Brevier, und die eine, ausgereckte Hand deutete in die Weite. Und es war, als ob er eindringlich zu den Brüdern sprechen möchte. Doch alsdann sank die Hand, und wieder starrten die toten Augen einwärts.

Rasch zerfiel nun auch der zerbrechliche Leib des Heiligen. Die Füße blieben kühl und reglos; die Hände hielten mit